

U-Boot-Leute.

Großes Hauptquartier, 31. August.

Jemand an der sandigen Nordseeküste zwischen Suhl und Neuborn — an einem strahlenden Sonntagmorgen — fuhr es in den Dafen ein. Ein grauer Fischerboot, links und rechts eine Reihe von Löchern, ein schmaler grauer Turmreiter in der Mitte, hinten eine rote Holzstange, an der die deutsche Kriegsflagge wehte — so steuerte es auf uns zu. Ich dachte, ein U-Boot schliche auch über dem Wasser lautlos wie ein Tier der Nacht, aber dieses zischte, surrte, knurrte laut. Bei ruhigem Wetter hört man sie draußen von weit her — sagte der junge Flaggenleutnant. Vor und hinter dem Turm standen Männer in dunklen Anzügen ohne Kopfbedeckung. Aus dem Turm sah ein Menschenkopf. So kamen sie näher. Das Wasser rauschte über den flachen Bug. Ein junger Mann mit blauer Mütze, der vorn stand, salutierte. „Bravo, kleiner Schmidt!“ rief der Kapitänleutnant vom Ufer hinüber. Dabei dachte er an ein englisches Frachtboot von 3000 Tonnen. Und dann lagen sie plötzlich an der Mauer zu unsern Füßen.

Am meisten erstaunten mich die Menschen: bleich von der tagelangen Fahrt bei wenig Luft, keine weitergebräunten Seeleute, sondern Maschinenarbeiter. Sie waren sechs Tage lang auf der schmalen Linie zwischen Leben und Tod gefahren — aber anstatt überquellender Freude sah ich Stille, Gesichtslosigkeit, einer nach dem andern tauchte aus dem grauen Fisch heraus, aber niemand lachte — ein Geschlecht von stummen Helden. Der Kommandant trat zu uns. Auch er in seinem schmutzigen Dienstanzug neben dem blauweißen glänzenden Sonntagsumiformen seiner Kameraden wie ein praktischer Ingenieur aussehend — sein Anzug fleckig von Öl — sein Gesicht etwas ruppig, weil tagelang nicht rasiert — auch er bleich und ziemlich schweißglatz. Das erste, was er fragt, ist der Name des bei Horns Schiff gesunkenen englischen Kreuzers. Von seiner eben beendeten Fahrt sagt er nichts. Rirgends habe ich so viel Schweigheit gesehen wie bei den U-Bootleuten. Nur einmal, als er die Nordseeküste von einer Hand in die andere nimmt, zeigt er seinem Nebenmann einen rotangestrichenen Punkt der englischen Küste. Der Nebenmann knipst mit dem Finger und klopft ihn auf die Schulter.

Langsam schlenkern wir über den Platz. Die eben angekommene Besatzung verschwindet im Badehaus. Wir werden einem U-Boots-Kommandanten vorgestellt, der uns mit in sein Boot hinunternehmen will. Wiedermal ein junger, ein ganz junger Mensch. Rirgends habe ich soviel Jugend in verantwortlichen Stellen gesehen wie bei unserer Marine. Torpedoboote- und U-Boots-Kommandant, Marine-Flugplatzleiter und Luftschiff-Führer — die meisten sind blutjung, manchmal ohne die Würde der „Anciennität“ (Gott sei Dank), aber immer mit dem Schwung und der Hingabe und dem Stolz, so jung und schon zu so Großen berufen zu sein. — Und dann flatterten wir über ein schmales Brett in den Turmreiter des grauen Fisches hinein. Es lag still an der Mauer. Die Wellen ebneten leise und leicht über seine breite Nase.

An der größten dicken Stahlfingerringe, die oben das Periscop trägt, mich festhaltend, zwänge ich mich durch einen engen Eisenring hinunter, und stehe inmitten eines elektrisch erleuchteten Wirrwarrs von Röhren, Zylindern, Kurkeln, Drähten, Zahnrädern, Ruderketten, Manometern, Pleuelstangen, Schwungradern, Akkumulatoren, Sicherungen, Transformatoren, belannten und unbekanntem Geimlichkeiten. Trotz der frischen Luftzufuhr von oben liegt der Delgeruch zuerst drückend auf unserm Atem. Da ich aufrecht stehend mit dem Kopf an die drahtbespannte Decke stoße, setze ich mich auf eine schmale mit braunem Wachsstock bedeckte Seitenbank — und ganz allmählich in großen Umrissen werden mir nun die einzelnen Maschinen klar. Der junge Kommandant erklärt sein Boot. Manche allzu neugierige Frage beantwortet er mit einem lächelnden Achselzucken. Er klopft an eine Stelle: „Hier liegen die Tanks, die mit Wasser gefüllt werden, wenn das Boot untertaucht.“ Er klopft auf eine Maschine: „Diese Maschine preßt das Wasser aus den Tanks hinaus, wenn das Boot wieder in die Höhe soll.“ Er klopft in eine Ede: „Hier produzieren wir brauchbare Luft, wenn wir zu lange unter Wasser liegen.“ Dann macht er uns die Steuerung klar: wie der Flugapparat immer einfacher wird, immer mehr den natürlichen Steuermechanismus des Vogels sich nähert, so das U-Boot dem des Fisches. Gleich einer Forelle hin und her, auf und ab schnellen zu können, das ist das Ideal der U-Boot-Steuerung. Und in verblüffend schneller Zeit konstruieren unsere Ingenieure das, was die Natur ihrem Wesen erst durch jahrtausende lange Anpassung und Vererbung beigebracht hat.

In diesem schmalen Raum ist für getrennte Offiziers- und Mannschaftsräume kein Platz. Wie in der vordersten Feuerlinie des

Grabenkrieges schafft hier das enge Zusammenleben in ständlicher Gefahr eine echte Arbeitsgemeinschaft. Und noch eins fiel mir auf. Das Volk schafft sich seine Helden selber, eigenwillig, ja eigensinnig. Es identifiziert heute die Erfolge der U-Boot-Waffe einfach mit diesen jungen, frischen Bootsführern, deren Figuren so recht für Massenliebe geeignet sind. Ein einziger Blick in das U-Boot zeigt jedoch, wieviel sichere technische Hände hier zusammenarbeiten müssen, um überhaupt die Grundfrage irgend eines Erfolges zu sichern. Wie bei keiner anderen Waffe ist hier jeder Einzelne von unersetzbar. Neben dem nautischen Führer hat der technische Leiter hier überragende Bedeutung. Und für das bewundernde Auge tauchen hinter ihm auf all die Hunderte von technischen Präzisionsarbeitern, die in den letzten zwanzig Jahren emsig und heimlich gearbeitet und von denen viele bei uns und anderswo ihre Versuche mit dem Tode gebüht haben.

Wie wir in dem Dampfe des grauen Fisches umherkriechen und seine Wände mit den Augen betasten — wir sehen das Schallrohr, durch das der Kommandant mit den Schiffen redet, wir sehen ein paar Gewehre hängen, wir sehen Schwimmmatten, wir sehen durch das Periscop den Horizont — aber immer läßt uns der Gedanke nicht los an die schwerste Stunde dieser kleinen Boote — immer schwebt durch diesen engen Raum der schwarze Gedanke an den Tod. Vielleicht ist die Rechnung falsch. Vielleicht ist der Sturmangriff eines einfachen Musketiers nach sechs Stunden Trommelfeuer „gefährlicher“ als eine U-Bootsfahrt in die Jrische See. Dennoch — wir blicken auf diese U-Boot-Matrosen, die da jetzt an den Licht- und Luftmaschinen herumkriechen, mit besonders liebevollen und sorgenvollen Gedanken. Ein 28-Zentimeter-Geschütz ist fastlich dasselbe Wunder wie dieser graue Fisch. Aber über diesem grauen Fisch und seinen Leuten liegt das Unheimliche, das Rätselhafte alles Neuen, das wir noch nicht ganz begriffen haben.

Wir sind gerade beim Periscop und staunen über dies lange, verschleißbare Stielauge, dessen Verlust auch zumeist das Ende des Bootes bedeutet — als sich plötzlich oben im Freien ein lautes Rufen von Hurra und Bravo erhob. Wir kletterten schleunigst hinauf und sahen von draußen ein zweites Boot heranrauschen. Die Besatzung stand an Deck und winkte. Am Ufer, wo sich jetzt eine ganze Reihe von U-Boot-Leuten eingefunden hatten, klatschte man in die Hände und salutierte. Das Boot mußte etwas Großes vollbracht haben, denn als der Kommandant das Ufer betrat, wurde er von allen Seiten umringt und beglückwünscht. Auch er sah aus wie ein Arbeitsmann. Das einzig Glänzende an ihm war das Eisenerkreuz auf der linken Brust. Auch er hatte eine Seelarte in der Hand. Und auch auf seiner Seelarte war sie und da ein rotes Zeichen.

Jetzt erzählt der Flaggenleutnant von den Schwierigkeiten des modernen U-Bootskrieges, von den wütenden Kämpfen mit den zahllosen kleinen bewaffneten englischen Fischdampfern, mit Drahtseilern und Drahtlegern. Er erzählt von Abenteuer, bei deren Anhören es uns eiskalt über den Rücken läuft (und von denen nach dem Kriege viel Zeit sein wird, zu berichten.) Aber von einem U-Boot erzählt er eine Geschichte, die wie eine alte Sage klingt. Dem U-Boot war plötzlich mitten im feindlichen Seegebiet der Kompaß zertrümmert. Ohne Verbindung mit anderen deutschen Einheiten — weitab von der deutschen Küste — trieb es ziellos umher, unsäglich weber über noch unter Wasser die Heimat zu erreichen. Da gelangt ihm die funktentelegraphische Verständigung einer deutschen Station. Wöllich weiß man zu Hause, daß draußen viele Hundert Seemeilen weit eines von unseren kleinen grauen Fischen hilflos treibt. Was tun? Kreuzer, Torpedoboote — unmöglich. Endlich erklärt sich ein Marineflieger bereit, das Boot zu suchen. Mit Windeseile stürzt er von der Küste auf — über die endlos leere graue Fläche, über feindliche Vorpostenboote und feindliche Geschwader hinweg — bis er an der angegebenen Stelle das Boot findet. Der Flieger geht in kurzen Spiralen bis fast aufs Meer — ein paar Rufe, ein Hurra, ein paar Flaggen signale — dann wendet er langsam um — und dann folgt der graue Fisch der Spur des weißen Vogels, bis endlich beide die heimische Küste erreichen.

Dr. Adolph Roester, Kriegsberichterstatter.

Kleines Feuilleton.

Der „Japper“ von Königsberg.

Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Königsberg geschrieben: „Dieser Tage ist ein altes Wahrzeichen — um nicht zu sagen, das Wahrzeichen der Stadt — neu zu Ehren gekommen: der sog. Japper am

Altstädtischen Rathaus. Es ist das eine zwischen dem Zifferblatt und der Glocke der Turmuhr befindliche Steinmasse in Form eines vergoldeten, filifirten Löwenkopfes. Bei jedem Stundenschlag tat dieser Löwe etwas, was man sonst öffentlich nicht zu tun pflegt: er öffnete den Mägen und streckte die Zunge aus. Nicht aus Langoeweile, sondern — wie man sagt — um dem benachbarten Stadteil, dem „Kneiphof“, seine Verachtung zu bezeugen. Bis zum Jahre 1724 bestand Königsberg nämlich aus drei Städtchen, die nicht nur ihre eigene Verwaltung, sondern auch ihre eigenen Mauern und Tore hatten und sich vor Zeiten bisweilen untereinander arg befehdeten. Als die Altstädter den Kneiphöfern wieder einmal tüchtig eingeheizt hatten (vielleicht auch umgekehrt), drückten sie ihre Gefühle für die werten Nachbarn durch Anbringung jener Spottmasse aus. Der Löwe machte so lange seine bespötteliche Geste, bis sich eines Tages einer der auf dem Altstädtischen Markt immer massenhaft vorhandenen Sperlunge auf die lange ebene Zunge setzte, im Löwenrachen verschwand und — den inneren Mechanismus verlorb. Kleine Urachen, große Wirkungen. Nicht bloß der Japper hieß von jetzt ab „Sperlingschlucker“, sondern dieser Name übertrag sich auch auf die Gesamtheit der Königsberger. Der Japper führte seitdem nur noch ein ideales Leben. Ein Mensch, der ein großes Maul hatte, wurde im Volk mit dem Altstädtischen Japper verglichen, und unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 wurde auch ein humoristisch-satirisches Lokaltälchen nach ihm getauft, das sich aber nicht hielt. Erst unsere Zeit hat das hundertjährige Werk, das eher von einem Schmied als von einem Uhmacher zu stanunen scheint, glänzend erneuert. Es war das keine Kleinigkeit, die Arbeit nahm nicht weniger als zwei Drittel Jahre in Anspruch und die allermeisten inneren Teile des „Japper“ mußten gänzlich neu hergestellt werden. Nun aber jappt er wieder.

Vom „Eigensbleiben“ in der Schule.

Der Krieg hat auch die Arbeit der Schule erheblich beeinflusst. Der Unterricht ist vielfach eingeschränkt, die Lehrkräfte wechseln, und in den Volksschulen bildet die vielfach konstatierte Unterernährung der Kinder jetzt ein noch viel ernsteres Problem als im Frieden. Die Vererbung steht vor der Tür, und Eltern und Schülern erwachsen neue Sorgen und Räte. Da sind einige experimentelle Feststellungen des Leipziger Lehrervereins gerade jetzt von besonderem Interesse, die erweisen, daß oft nicht Mangel an Fleiß oder Begabung, sondern einfach körperliche und gesundheitsliche Unzulänglichkeiten die Schuld am „Eigensbleiben“ trägt. Wie der Vorsitzende des Instituts für experimentelle Pädagogik des Leipziger Lehrervereins D. Wehrich in der Zeitschrift für pädagogische Psychologie“ hervorhebt, hat man bei psychologischen Untersuchungen der Schulkinder bisher nur selten den Gesundheitszustand der Versuchspersonen genügend in Rechnung gezogen. Es leiden mehr Kinder an Blutarmut, als man gewöhnlich denkt. Der Zustand der Blutarmut entsteht nämlich durch den Mangel an Hämoglobin, des in den roten Blutkörperchen aufgespeicherten Sauerstoffes; Mangel an Hämoglobin aber hat ungenügende Versorgung der Zellen mit Sauerstoff und somit Herabsetzung des Energiewertes zur Folge. Versuche mit dem Schließchen Hämometer haben nun ergeben, daß bei der Leipziger Volksschuljugend der Prozentjah der Kinder, deren Blutfarbstoff einer kleinen Aufbesserung bedürfte, 70 Proz. beträgt, bei der ländlichen (Dorf Weigershain) aber nur 18 Proz. Soll man das auch nicht ohne weiteres verallgemeinern, so erblickt doch, wie ersigredend ungünstiger es um den Gesundheitszustand der Großstadtkinder im Verhältnis zur Landjugend bestellt ist. Unter den untersuchten Schülern befanden sich auch zahlreiche Eigensbleiber. Die meisten waren recht blutarme Kinder. Das Zurückbleiben der Kinder hat also sicherlich in vielen Fällen nicht nur seinen Grund in zu geringer Begabung, sondern in der geringeren Leistungsfähigkeit infolge physischer Unzulänglichkeiten.

Notizen.

— Theaterchronik. Die nächste Erstaufführung in der Volkshöhne bringt am Mittwoch, den 15., Shakespeares „Kaufmann von Venedig“. — Im Theater des Westens beginnt die Winterpielzeit am Dienstag, den 14. September, mit der Wiederaufnahme der Gesangsposse „Der brave Fidolin“.

— Zusätze an Theaterangehörige. Der Aufsichtsrat der Schiller-Theater hat mit Zustimmung des Charlottenburger Magistrats den Beschluß gefaßt, den Betrag von 29 000 M. unter die Angestellten des Schiller-Theaters als einmaligen Zuschuß zur Verteilung zu bringen.

Rotes Vlamenblut.

19] Von Pierre Broodcoorens.

„Da sind sie,“ sagte Florine und lauschte. „Natürlich sind sie bezech.“

Die Stimmen sangen:

„Der Esel Symbol schlagen kann, Und wer betrügt, kommt auch voran. Die Gule hockt in ihrem Loch, Und hockt sie drin, so pfaucht sie doch.“

„Paff!“ sagte Palmyre.

Ein Fußtritt war gegen die Tür gekracht. Draußen quietschte ein Gelächter.

„Macht auf, Leute! Wir sind so bezech, daß ihr uns ins Bett tragen müßt, he!“

Es war Gillas Stimme.

„Bummler!“ brummte Florine.

Sie wachte sich mit dem Handrücken schnell den Mund ab und setzte sich eilig an ihre Nähmaschine, und nachdem sie das Getriebe mit ein paar Öltropfen geschmeidig gemacht hatte, fing sie ostentativ an zu arbeiten.

Palmyre ging aufschließen.

Kopfüber, kopfunter brachen die beiden Mädchen, sich stoßend, mit zerzaustem Haar, zerlumpt und mit ungewöhnlich geröteten Gesichtern in das Zimmer herein.

„Wahrhaftig, wir haben unser Teil!“ schluckte Auré.

Nachdem stieß sie ihre Schwester zurück, dann torfelte sie auf einen Stuhl.

„Du bist ein Kerl!“ jagte Gilla verächtlich. „Kannst nicht mal trinken.“

Die Hände in die Hüften gestemmt, wandte sie sich gegen Palmyre.

„Na was, he? Verdient das zu leben?“

Ein unaussprechliches Gelächter schüttelte die Dinkende. Palmyre machte eine ungeduldige Geste. Sie runzelte die Brauen und deutete nach dem Hängeboden hinauf, wo der Alte schlief.

„Schon gut!“ sagte Gilla barsch und zuckte die Achseln.

„Ich weiß noch, was ich tue. Es brauchen ja nicht immer dieselben zu sein, die kneipen und sich sinnlos besaufen.“

„Und der Alte . . . ist er etwa nicht bezech?“ fafelte Auré.

Sie setzte einen kräftigen Faustschlag auf das Hint des Tisches.

Gilla schloß ihr den Mund. „Misch! Du Dich nicht hinein! Schlaf Deinen Rausch aus! Ich bin's, die hier das Wort hat!“

Ein trankener Born bemächtigte sich ihrer. Die unvorstichtige Bemerkung Palmyres hatte sie tief beleidigt. Wie alle nervös empfindlichen Menschen empfand sie, augenblicklich unter dem Einflusse des Alkohols, die Demütigungen und Beleidigungen zu lebhaft, als daß sie sich von der Unzurechnungsfähigkeit ihres Zustandes völlig hätte Rechenschaft geben können.

Der Alkoholdunst umnebelte ihr die Augen, nichtsdestoweniger beabsichtigte sie aber zu beweisen, daß sie noch immer im Besitze ihres klaren Urteils und Herrin ihrer Handlungen sei. Ihre aufgeregten Blide hasteten, nachdem sie überall herumgeblickt hatten, schließlich auf Florine.

Taumelnd pflanzte sie sich vor ihr auf.

„Ich kenne Dich wohl, Duchmäuserin! Spielt die Harmlose! Und da dreh' ich, und roll' ich, und geh' ich. . . Wahrhaftig! Als ob bloß sie hier turbelte! . . . Das Unglück! . . . Ja, wirf nur das Maul auf, Gans! Wirklich, als ob bloß sie's wäre, die uns hier erhält!“

Sie beschrieb eine pessimistische Geste vor sich hin, hatte ein böses Lachen.

„Deshalb hat man sich bei Listel also mal lustig gemacht!“ murmelte Auré, die mit einemmal nüchtern geworden war.

Florine antwortete nicht. Sie erhob sich, warf ihre Schürze über die Nähmaschine, bedeckte die Handschuhhaufen auf dem Stuhl mit einer alten Zeitung und begab sich in das Schlafgelag.

„Du sollst Dein Teil schon noch kriegen!“ schalt Gilla und machte ihr eine Faust.

„Trink allein Kaffee, ich geh' auch schlafen,“ sagte Auré verstimmt.

Sie warf die Tür hinter sich zu, daß es in dem kleinen Raum eine scharfe Staubwolke erregte.

„Tut nichts, es soll schon nachkommen,“ schrie die Schwarze, vor But außer sich.

Die andere gab aus der Kammer zurück:

„Schweig still! Du hast uns lange genug kommandiert. Etwa nein? Nun sie in Fransbelle Genever gezech hat und den ganzen Abend vor Lachen beinahe umgekommen ist, macht das den Leuten hier auch noch Befähigungen . . . Schnell,

verheirate Dich und laß Deinen Souße Flohil nach Deiner Pfeife tanzen, wenn's geht!“

Das war der offene Aufruhr. Gilla antwortete nicht mehr. Die Verwegenheit der Kleinen erschien ihr ungeheuerlich, überstieg ihre Begriffe.

„Hörst Du das, Drectier?“ jagte sie mit wütendem Gesticht gegen Palmyre hingewandt.

Palmyre zog einen schiefen Mund, der besagte: „Lieber Gott, weshalb solche Kleinigkeiten für so wichtig nehmen?“

Sie zuckte die Achseln und goß vorsichtig den Rest des Wassers auf, der noch im Kessel geblieben war.

12.

Es ging Gilla wie Millionen oft mehr Unterrichtsleiter und besser Erzogener, für sie waren nur solche Handlungen böse, die mit der Verdammnis im anderen Leben und mit einer strafgerichtlichen Verurteilung auf Erden bedroht sind. Raum verstand sie sich auf den Ritus ihres Meßbuchs und darauf, ihren Namen zu schreiben. Seit ihrem ersten Jahre hatte sie sich mit unmittelbaren Dingen beschäftigt als mit den Strafen der Hölle und den Sägungen der irdischen Gerechtigkeit. Ihr Katalog der Sünden und Uebertretungen war ein sehr primitiver. Und daraus ergab sich in ihrem Geiste eine mangelhafte Kenntnis des Guten und Bösen.

Die Umgebung, in der sie aufgewachsen war und in der sie solange gelebt hatte, hatte in ihr jede dauernde und heilsame Spur von Beispielen der Entfagung, der Liebe und gegenseitigen Hilfe ausgelöscht, die die Seele verklären und sie gegen ihre Fehler hätte schützen können, weil sie die einzige Grundlage eines für alle annehmbaren Vertrages sind.

Eine als Erweiterung des bürgerlichen Rechtes auf das Menschenrecht gegründete Gerechtigkeit; die Billigkeit, die jedem seinen Anteil an nützlicher Arbeit und dem Genuß des unteilbaren Ertrages seiner Nühwaltung zuerteilt; eine Moral endlich, die dem dauernden, vernunftgemäßen und notwendigen Charakter ihrer Bestandteile nach unzerstörbar ist: sie allein können den erschreckenden Verfall aufhalten, den die Gesellschaft zeigt, seit die allgemeine Verflachung die abgenützten Gottheiten der verlassenen Tempel durch das plumpe Idol des Goldes ersetzt hat. Denn was vernünftigen die Vorschriften der Religion gegen ein Uebel, das sie zwar beklagen, dessen wahres Heilmittel sie aber nicht zu bezeichnen wagen?

(Fortf. folgt.)

